



Sonderbeilage zum Rundbrief 1 / 2009

„Hass folgt aus der Trägheit des Herzens“

*Vortrag zum Gedenken an die Reichspogromnacht
vor 70 Jahren*

*von Landesbischof Prof. Dr. Friedrich Weber in St. Katharinen zu
Braunschweig am 10.11.2008*

„Spuren“

Wolfenbütteler Erinnerung

Von Jürgen Kumlehn

Buchbesprechung

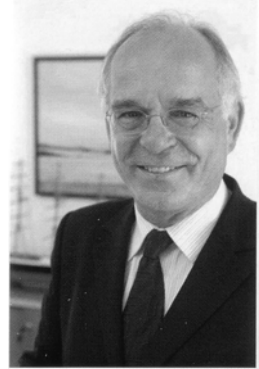
Kirchliche Amtshilfe.

Die Kirche und die Judenverfolgung im "Dritten Reich"

„Hass folgt aus der Trägheit des Herzens“

*Vortrag zum Gedenken an die Reichspogromnacht
vor 70 Jahren*

*von Landesbischof Prof. Dr. Friedrich Weber in St. Katharinen zu
Braunschweig am 10.11.2008*



Sehr geehrte Damen und Herren,

in seinen Tagebüchern schreibt der Dresdner jüdische Intellektuelle Victor Klemperer im November 1938: „Als ich etwa anderthalb Wochen danach noch einmal nach Pirna fuhr, war inzwischen die Grünspanaffäre erfolgt. Vor der Fahrt hatte ich bei Natscheff gehört, dass man die Nacht zuvor ‚spontan‘ die hiesige Synagoge niedergebrannt und jüdische Fensterscheiben eingeschlagen habe. Ich brauche die

historischen Ereignisse der nächsten Tage, die Gewaltmaßnahmen, unsere Depression nicht zu schildern. Nur das eng Persönliche und konkret Tatsächliche.“¹

Das tut er auch und zwischen all den manchmal peinlich narzisstisch und hypochondrisch anmutenden Details protokolliert Klemperer auf bestürzende Weise nicht nur die Veränderung des Alltags deutscher Juden, ihre zunehmende Gefährdung und schließlich Vernichtung, sondern auch das Danebenleben all der anderen Deutschen. Über einen Bekannten notierte Klemperer wenige Zeilen weiter oben: „Er hat durchaus Mitgefühl – aber er hat offenbar Angst und das ist wohl die Haltung der meisten Intellektuellen.“²

Saul Friedländer, der Preisträger des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels, urteilt in seiner großen Analyse „Das dritte Reich und die Juden“ härter über seine Zeitgenossen. Nicht Mitgefühl, sondern bestenfalls Passivität sei prägend gewesen und auch wenn viele den vorläufigen Höhepunkt der nationalsozialistischen Gewaltexzesse im November 1938 mit Erschütterung erlebt haben mögen, so ist ein gewisser theologisch oder

¹ V.Klemperer, Ich will Zeugnis ablegen bis zum Letzten, Tagebücher 1933-1941, ed. W. Nowojiski und H.Klemperer, Berlin 1995, S. 434

² ebd

anders begründeter Antisemitismus durchaus salonfähig gewesen. Die Anzahl derer jedenfalls, die es wagten Partei zu ergreifen und sich zu widersetzen, war bedrückend klein. Oder anders gesagt: der moralische Zusammenbruch weiter Teile der deutschen Bevölkerung, das Schweigen der politischen und kulturellen Eliten gerade im Nachgang von Arierparagraph und Pogromnacht muss auf Hitler bestärkend gewirkt haben. Er fühlte sich in seinem Kurs sicher und musste mit keinem wesentlichen Widerstand aus Kirche und Universität rechnen. Wo immer man also ansetzt: jede Beschäftigung mit der Zeit des Nationalsozialismus führt zwangsläufig zu Beschämung, die fortzureden wir nicht das Recht haben. Im Gegenteil, sich auseinander zusetzen und zu erinnern, durchzuarbeiten und weiterzugeben, gehört zu unserem Auftrag nicht nur als Christenmenschen, sondern auch als Deutsche, Nachgeborene oder nicht.

Lassen Sie uns daher an diesem Abend der „Kristallnacht“ und ihrer Opfer gedenken und den Anlass nutzen, der Bedeutung des Erinnerns an sich einen Moment nachzugehen.

1. So ist es gewesen....

Vielleicht ist es wichtig, sich zunächst bewusst zu machen, dass kein anderer judenfeindlicher Akt der Nationalsozialisten von einer so breiten Menge der Deutschen und Österreicher unmittelbar erlebt worden ist. Mitten in den Städten und auch Dörfern, unter den Menschen, nicht außerhalb an Orten, von denen man sich einreden konnte, nicht zu wissen, was dort passiert, brannten die Synagogen, zersplitterten Schaufenster, wurden Geschäfte und Wohnungen geplündert und zerstört. Männer, Frauen und Kinder wurden auf die Straße gezerrt, verspottet, geprügelt, gedemütigt, ermordet, 30 000 jüdische Nachbarn und Mitbürger, zumeist Männer, in Konzentrationslager gebracht. Für Braunschweig hieß das: Verschleppung von 149 Personen zumeist auf den Ettersberg bei Weimar, nach Buchenwald. Schon am 15. Dezember 1938 wurde in einem Bericht des Innenministeriums konstatiert, dass von ehemals 1500 nur noch 500 Juden im Land Braunschweig wären und man daher hoffe, in allernächster Zeit „judenfrei“ zu sein.

Wenige Wochen vor dem Pogrom waren 17 000 polnische Juden aus ganz Deutschland an die polnische Grenze abgeschoben worden. (Aus Braunschweig wurden am 28. Oktober 1938 11 Kinder unter 15 Jahren und 58 Erwachsene mit einem Aufenthaltsverbot belegt und nach Neubentschen transportiert.) Die Hälfte von ihnen – ungefähr 8000 Menschen – blieb vor der geschlossenen Grenze im Niemandsland und nasskalten

Herbst stecken. Unter ihnen die Eltern des 17-jährigen Herschel Grynszpan. Dieser verübte in seiner Verzweiflung am 7. November 1938 in der deutschen Botschaft von Paris ein Attentat auf den jungen Legationssekretär Ernst von Rath, der seiner Verletzung am 9. November erlag. Am 8. November war in der Braunschweiger Zeitung unter der Überschrift „Hinter Grynszpan die ganze Judenschaft“ zu lesen: „Das Maß ist jetzt voll. Die unterirdische Tätigkeit des Weltjudentums ist eine einzige Kette von Verbrechen.“³

Der Auftakt des Pogroms war gegeben. Nun musste nur noch umgesetzt werden, was lange schon im Visier gewesen war.

Bis zu diesem Novemberabend hatte man die Juden vor allem ausgegrenzt und diskriminiert, sie nach und nach aus dem gesellschaftlichen und kulturellen Leben verdrängt, ihnen Berufsausübung und Bildungswege versperrt, Vermögen beschlagnahmt und alles getan, sie aus dem Land zu treiben. Der Novemberpogrom aber markiert einen Wendepunkt hin zur systematischen Verfolgung und Vernichtung, hin zu der 1942 auf der Wannseekonferenz beschlossenen „Endlösung“.

Das kollektive Gedächtnis hat die verstörenden Bilder dieses Tages in der deutschen Geschichte bewahrt und mit einem sprachlichen Spagat versehen. Redete Volkes Stimme zunächst von der „Kristallnacht“ – ein (wie der EKD-Ratsvorsitzende Wolfgang Huber jüngst schrieb) „Jargonausdruck für das furchtbare Geschehen“, über den man seiner Doppelgesichtigkeit wegen zwangsläufig stolpern muss, so versuchte man später, in dem Bemühen, Nazisprache zu vermeiden, von „Pogrom“ zu reden. Allerdings nahm man damit in Kauf, dem tatsächlichen gesteuerten und geplanten Exzess den Anschein eines plötzlichen antisemitischen Aufruhrs zu geben. Doch Sprache folgt ohnehin ihren eigenen Gesetzen und so gehört es zu den Unerbittlichkeiten der Geschichte und ist eine Chance wider das Vergessen, dass sich neben Wörtern wie „Kindergarten“ und „Rucksack“ auch die „Kristallnacht“ im angelsächsischen Sprachraum eingebürgert hat.

2. erinnern – innehalten – verinnerlichen

Am 8. Mai 1985 hielt der damalige Bundespräsident Richard v. Weizsäcker im Bundestag eine Rede und sagte: „Erinnern heißt, eines Geschehen so ehrlich und rein zu gedenken, dass es zu einem Teil des eigenen Innern

³ zitiert nach: D. Kuessner, Die Pogromnacht im Land Braunschweig, in: „Kristallnacht“ und Antisemitismus im Braunschweiger Land, Büddenstedt-Offleben 1998

wird. Das stellt große Anforderungen an unsere Wahrhaftigkeit.“⁴
Erinnern heißt also, sich zu wagen genau hinzuhören und hinzusehen, nicht zu verschweigen und zu verstecken. Dennoch ist der Ereignisse des 9. November 1938 unmittelbar nach Kriegsende kaum öffentlich gedacht worden. Erst später – zum 9. November 1978 - häuften sich die Veröffentlichungen deutlich.

Vielleicht hat das an den unbequemen Fragen der 68er gelegen. Oder an den Tragödien des RAF-Terrorismus. Jedenfalls aber war eine neue Generation herangewachsen und wahr ist ja auch: 40 Jahre danach sind die unmittelbaren Lücken in der Nachbarschaft, den Berufsständen und Geschäften vielleicht nicht mehr so beschämend konkret gewesen. 50 Jahre später – am selben Tag – fiel die innerdeutsche Mauer.

Beide Ereignisse waren Zäsuren deutscher Diktaturen, die - wenn auch verschiedenen Zielen folgend – Freiheit verspielt, Menschenrechte geschunden, Demokratie verachtet haben. Und dennoch frappiert, dass Geschichte uns durch das Aufeinanderfallen der Daten zwingt, die Dinge beieinander zu halten und nicht zu vergessen: Leid, Demütigung Gier Zerstörungswut, Zynismus, Feigheit und im gleichen Land wieder im November überschäumende Freude, Glück und immer Tränen.

Geschichte zu erinnern, sie zu verinnerlichen, braucht konkrete Anschauung. Dennoch zeigt die Erfahrung, dass es schier unmöglich ist, das Ausmaß des Bösen während der Shoa aus Zahlen, Texten und Protokollen zu begreifen, sondern einzelner Gesichter, konkreter Lebensgeschichte braucht, um das Schreckliche dieser Jahre nur annähernd zu erahnen. Dies betrifft nicht nur Museumskonzeptionen wie im Anne-Frank-Haus in Amsterdam, sondern wird auch dann spürbar, wenn man beispielsweise der Materialsammlung „Juden in Braunschweig 1900 – 1945“, die vor 20 Jahren vom Gymnasium neue Oberschule und der Deutsch-Israelischen Gesellschaft in Braunschweig herausgegeben wurden, in den Händen hält. Denn gehen wir nicht heute dieselben Straßen entlang, auf denen damals gejohlt, und geschrien wurde? Kaufen wir nicht noch immer in Geschäften ein, die damals von jüdischen Mitbürgern geführt wurden? Hätte man nicht gerade aus meinen Fenstern sehen können, dass die Synagoge brennt?

Es sind doch diese präzisen Eindrücke, die Vergangenheit so nah kommen lassen, dass sie das Innere berühren. Und wie mag es erst sein, wenn es die eigene Leidensgeschichte ist?

⁴ R.v.Weizsäcker, 8.Mai 1945, Rede im Deutschen Bundestag, Internetaufruf vom 23.Oktober 2008

Auch Saul Friedländer, der als Paul Henri Ferland in Frankreich als Einziger seiner Familie überlebte, hat im Oktober 1977 in Tel Aviv versucht, seine Erinnerungen niederzuschreiben und aufzubewahren. Zehn Jahre nach dem Ende des Sechstagekrieges versucht er über die Ermordung seiner Eltern durch die Nationalsozialisten zu schreiben: „Für mich vollzog sich damals ein jäher Bruch, der sich im Alltäglichen nicht einordnen lässt. Mit welchen Worten könnte man denn in banal freundlichem Geplauder diese Dinge sagen? ... Niemals werde ich zum Ausdruck bringen, was ich eigentlich sagen möchte ...“

Niemals werden wir also die Last zu gleichen Teilen tragen. Umso wichtiger ist es, zuzuhören und unseren Kindern weiterzugeben, was geschehen ist, damit nicht wieder geschieht, was damals so viele Menschen wie Sie und ich geschehen ließen.

Vielleicht darum hat Friedländer sein kleines aber überaus berührendes Buch „Wenn die Erinnerung kommt“⁵ unter ein Wort Gustav Meyrinks gestellt: „Allmählich, wenn das Wissen kommt, kommt auch die Erinnerung. Wissen und Erinnerung sind dasselbe.“

Lassen Sie mich diese Einsicht durch die Kindheitserinnerungen einer Frau illustrieren, Elisabeth Schöning, die sie für Aktion Sühnezeichen niedergeschrieben hat: „Mein Schulweg führte an so genannten ‚Judenhäusern‘ vorbei. Ich merkte, dass sehr viele Menschen in diesen Häusern wohnten, aber warum das so war, wusste ich nicht... Bis zum Sommer 1942 wurden alle Juden aus den ‚Judenhäusern‘ deportiert. Ich habe in Erinnerung, dass die Häuser leer und unbewohnt waren. Eine Haustür war nur angelehnt, vielleicht funktionierte das Schloss nicht mehr – und oft, wenn ich vorbeikam, klappte der Wind die Tür auf und zu. Weshalb blieb mir das in Erinnerung? Ich weiß es nicht. ... Als damals Elfjährige konnte ich das Erlebte nicht deuten.“⁶ Heute wissen wir – und es tut weh und schmerzt und verheilt nicht. Denn: „Wer stolz darauf ist, was Deutsche an Philosophie oder Musik geschaffen haben, obwohl er keine einzige Zeile oder Note dazu beigetragen hat, kann nicht anders, als bleibende Scham oder Trauer darüber zu empfinden, dass Deutsche unvorstellbaren Völkermord betrieben haben, auch wenn er in jene Verbrechen nicht einmal indirekt verwickelt ist.“⁷

⁵ S. Friedländer, Wenn die Erinnerung kommt, München 1998

⁶ E. Schöning, Der Schrei klingt mir bis heute in den Ohren, Predigthilfen und Materialien zur Ökumenischen Friedensdekade 2008, S.66

⁷ G. Theißen, Kultur und Gedächtnis als ethische Aufgabe, in: Die Gegenwart des Holocaust, Erinnerung als religionspädagogische Herausforderung, ed. M. Wermke, Münster 1997, S. 18

Oder noch einmal mit den Worten Richard von Weizsäckers: „Wir alle, ob schuldig oder nicht, ob alt oder jung, müssen die Vergangenheit annehmen. Wir alle sind von ihren Folgen betroffen und für sie in Haftung genommen. Jüngere und Ältere müssen und können sich gegenseitig helfen, zu verstehen, warum es lebenswichtig ist, die Erinnerung wachzuhalten. Es geht nicht darum Vergangenheit zu bewältigen. Das kann man gar nicht. Sie lässt sich nicht nachträglich ändern oder ungeschehen machen. Wer aber vor Vergangenheit die Augen verschließt, der wird blind für die Gegenwart.“⁸

3. Erinnern als Aufgabe

Wenn wir hier heute in einer Kirche zusammenkommen, um an die Reichskristallnacht zu erinnern, dann tun wir das schließlich auch, weil die Bibel, Gottes Auftrag sich zu erinnern, festgeschrieben hat, denn es besteht zwischen ihm und uns ein Bund, ein Gedächtnisvertrag. Dieser hat sein Symbol nicht nur im Regenbogen, der Gott und uns daran gemahnt, sich nicht noch einmal zu vergessen. Auch unser gottesdienstliches Handeln geschieht ja „zu seinem Gedächtnis“. Das Zentrum unseres Glaubens ist und bleibt die Erinnerung an Jesu Leben, Sterben, Tod und Auferstehung und damit immer auch die Verinnerlichung der eigenen Vergebungsbedürftigkeit. Darüber hinaus bieten die alttestamentlichen Erzählungen aber ein beredtes – und vor allem ungeschöntes - Beispiel für den identitätsstiftenden Zusammenhang von Vergangenheit und Gegenwart, „denn wo die Vergangenheit und mit ihr die Erinnerung zum Verschwinden gebracht wird, wird auch die Zukunft ... getilgt. Erinnerung kann der Legitimation dienen, sie kann aber auch Legitimation entziehen... Es bedarf der Erinnerung, damit es weiter gehen kann und ... damit es nicht immer so weiter geht.“⁹

Biblische Erinnerung zielt also auf Teilhabe und Unterbrechung. Denn dann wird Vergangenheit nicht fatalisiert, weil sie nicht zu ändern ist, sondern ins Gedächtnis genommen, um die Erfahrungen gelebten Lebens einbeziehen zu können und sie nicht wiederholen zu müssen.

Erinnern aber kann auch widerständig machen, widerständig in Deutschland, wo in diesem Jahr schon wieder mehr als 800 judenfeindliche Taten gemeldet worden sind.

⁸ Ebd.

⁹ J. Ebach, Auf Dauer – zum Zeugnis, Biblische Erinnerungen zum Thema „Erinnerung“, in: Junge Kirche, 3/2005, S. 1

„Spuren“
Wolfenbütteler Erinnerung
Von Jürgen Kumlehn

„Wolfenbüttel hat eine berühmte Vergangenheit und eine in ihren Zusammenhängen noch allzuwenig untersuchte Geschichte.“

Paul Raabe 1977



Wolfenbüttel kann auf eine aufschlussreiche jüdische Vergangenheit – Lessing, Nathan der Weise, Synagoge und Samsonschule – zurückblicken. Doch die Erinnerung an die im Dritten Reich eliminierte Gemeinde war in den ersten Jahrzehnten nach der Befreiung 1945 kein beeindruckendes Gut der Wolfenbütteler Kulturarbeit. Ein eher unbeachtetes Gedenken an die jüdische Gemeinde betrieben anfangs zurückgekehrte Juden. Eine provisorisch errichtete hölzerne Erinnerungstafel auf dem Platz der ehemaligen Synagoge verrottete lange vor dem späteren Bau eines Wohnhauses darauf. In den Nachkriegsjahren gab es im Rathaus mehrfach Beratungen um den jüdischen Friedhof und um das Synagogengelände. Dokumente belegen das hauptsächlich aus finanziellen Motiven begründete Desinteresse der Stadtverwaltung, dieses Gespräch zur Manifestierung einer Erinnerung an die vertriebenen, deportierten und umgekommenen jüdischen Wolfenbütteler zu nutzen. Der zum Baugrundstück gewidmete Standort der Synagoge diente zeitweilig als Abfallplatz; den jüdischen Friedhof nutzten Anwohner als Kleingarten. Die totale Verwahrlosung verhinderte ein älterer Mann, der sich einige Jahre um das Begräbnisfeld kümmerte.

Rundbriefe erscheinen vierteljährlich im Auftrag des Vorstandes der Gesellschaft für chr.-jüd. Zusammenarbeit Nds.- Ost e.V.

Verantwortlich für den Inhalt: Siegfried Graumann, Auf dem Brink 9, 38112 Braunschweig - Tel.: 0531 322264, Fax: 0531 3102494

Bankverbindung: Braunschweigische Landessparkasse (BLZ 250 500 00)
Kontonummer 7030802

eMail: cjzndsost@aol.com - Internet: www.gcjz-niedersachsen-ost.de
Zuschriften, Anregungen und Beiträge sind erwünscht.

Im Dezember 1945 hielt Otto Rüdiger auf der ersten SPD-Versammlung eine Gedenkrede und nannte die Namen der sozialdemokratischen und kommunistischen Opfer. Nicht anders verhielt sich Bürgermeister Mull. In der ersten Sitzung der Stadtverordneten am 15.1.1946 gedachte er aller „Todesopfer, die die Stadt unter den Auswirkungen der Herrschaft des Nationalsozialismus auf den Schlachtfeldern, unter den Trümmern zerstörter Gebäude und in den Konzentrationslagern zu beklagen hatte.“ Der jüdischen Wolfenbütteler wurde nicht gedacht

Im November 1947 berichtete die Braunschweiger Zeitung über noch 1250 vermisste Wolfenbütteler: Vor 1945 wurden 800 Personen vermisst. „Die Zahl der 478 noch in Kriegsgefangenschaft befindlichen Männer, dürfte daher ebenso wenig vollständig sein wie die Zahl der Vermissten. 938 männliche Mitglieder und ein weibliches Mitglied der ehemaligen Wehrmacht sind als vermisst angegeben, 834 davon in Russland. Von Zivilisten sind 149 Männer und 162 Frauen vermisst, und zwar wieder der größte Teil, 290 Personen, in Russland. Juden werden nicht erwähnt.

Dies war weniger die Zeit nach der Befreiung, als die Zeit des „Zusammenbruchs“ nach einem erneut „verlorenen“ Krieg, die Zeit der als Zwang empfundenen „Umerziehung“, der Entnazifizierung, bei der sich Wolfenbütteler schon mal zur Entlastung eines Juden bedienten. Die niedersächsische Landesregierung bestimmte 1948 den 19. September zum Gedenktag für die „Opfer der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft“ und erinnerte an die „Millionen aufrechter Männer und Frauen“, die im „Kampf für die unveräußerlichen Menschenrechte Freiheit, Gesundheit und Leben“ dahingegeben hätten. In „Ehrfurcht und Mitgefühl“ werde der „Toten und ihrer Hinterbliebenen“ gedacht. Nein, die niedersächsischen Juden wurden nicht erwähnt.

Im Juni 1961 enthüllten Wolfenbüttels Notabeln gegenüber dem Lessinghaus eine überlebensgroße angeblich Nathan den Weisen darstellende Skulptur eines lokalen Bildhauers. Als Ehrengast nahm der Präsident des Regierungsbezirks Braunschweig teil, Friedrich August Knost, seinerzeit auch bekannt als der „Globke von Braunschweig“. Vor 1945 war er Mitarbeiter des NS-Reichssippenamtes und hatte 1936 gemeinsam mit Lösener einen Kommentar zu den Nürnberger Gesetzen herausgegeben. Bürgermeister Öhlmann verband den Lessing'schen Toleranzgedanken mit dem, Wesentliches geleistet zu haben, um national gesinnte Menschen zusammenzuführen. Damit gehöre Lessing zu den Männern und Dichtern, die das Nationalbewusstsein gefördert hätten. Die

maßlose Übersteigerung dieser Idee habe zum Nationalsozialismus geführt. Einer der Gründe für dessen Untergang sei sicher darin zu sehen, dass man die Lessingsche Mahnung nicht beherzigt habe, über die Vorurteile der Völkerschaft hinweg den Augenblick zu erkennen, in dem der Patriotismus als Tugend aufhören müsse, zu bestehen“. Die Errichtung der Figur nahm man nicht zum Anlass, der jüdischen Gemeinde zu gedenken.

Dieser „Nathan“ traf auf Kritik bekannter Persönlichkeiten aus der Kunstszene der Region. Nicht nur Bibliotheksdirektor Erhart Kästner betonte die mangelnde künstlerische Umsetzung der Nathan-Figur und fragte: „Wollte die Stadt Lessing ehren? Aber Lessing war ein Künstler, der jede Art von Provinzialismus mit Hohn und Spott übergoss. Wusste man nicht, dass man Künstler durch ein schlechtes Kunstwerk nicht ehren, vielmehr nur beleidigen kann? Oder wollte sich die Stadt zu Nathan dem Weisen bekennen? Den großen Juden Nathan gewissermaßen den Stellvertreter der Juden, ehren? Ein großer und wahrhaft ehrenwerter Gedanke, der sofort die größte Öffentlichkeit hat. Aber fühlte man nicht, dass bei einem Thema von so blutigem Ernst besonderer Takt nötig war? Dass nichts übler als billiges Pathos sein konnte? Nur einem Künstler, der mit seinem ganzen Lebenswerk und dem Format seiner Person tief glaubhaft war, durfte man einen solchen Stoff übertragen. Jüdische Bildhauer von Weltruf wie Zadkine, Pevsher oder Naum Gabo hätte man bitten können; so wäre vielleicht der Eindruck entstanden, dass es der Stadt ernst war.“

Vielleicht hatte Hans Schulze dieses Manko angeregt, die Geschichte jüdischer Wolfenbütteler zu erforschen und sie als „Beiträge zur Geschichte der jüdischen Gemeinde in Wolfenbüttel“ der Stadtverwaltung zur



Veröffentlichung vorzulegen. Der amtierende Stadtdirektor lehnte diese Publikation mit nicht „zur Verfügung“ stehenden Haushaltsmitteln ab. Die Arbeit erschien später weit ab von der lebendigen Stadtgeschichte

versteckt in den Braunschweiger Jahrbüchern 1967/68.

Als Adolf Diamant, Autor von Publikation über jüdische Geschichte, im August 1963 um die Übermittlung von Fotos oder Abbildungen der ehemaligen Synagoge bat, machte sich die Stadtverwaltung keine Mühe und teilte ihm mit, man verfüge weder über Fotos oder andere Darstellungen. Die Stadtverwaltung verfügte zu der Zeit über die Akte "Synagoge", in der genügend Abbildungen, ja sogar Grundrisse, aufbewahrt wurden und die jetzt im Niedersächsischen Staatsarchiv aufbewahrt wird. Sie hätte Diamant helfen können.

In Nachkriegs-Adressbüchern sind "Ehrentafeln alter Wolfenbütteler Firmen" mit Gründungsdaten im Zeitraum von 1464 bis 1933 veröffentlicht. Geschäfte von Inhabern jüdischer Religionszugehörigkeit sind nicht vermerkt.

1970 leitete die Wolfenbütteler Zeitung einen ganzseitigen Bericht über die Samsonschule so ein: „Vielleicht rümpft mancher unserer Leser und Zeitgenossen die Nase, dass die WZ es wagt, ein Kapitel Vergangenheit anzuschneiden, das so mancher lieber für immer in der Versenkung verschwinden sähe. Und doch haben die Juden auch in Wolfenbüttel einst eine beachtliche Rolle gespielt und zu ihrem Teil dazu beigetragen, den Namen der Stadt in den deutschen Landen und darüber hinaus bekannt zu machen.“ Der Leser fand jüdische Geschichte in der Kürze einer Lokalzeitung beschrieben. Die Erwähnung des Pogroms 1938 geschah über das Naziidiom „Kristallnacht“ und endete mit der Reinwaschung aller Wolfenbütteler Einwohner durch Heinz Kulke: „Es gab keinen Antisemitismus! Dieser wurde erst nach 1933 künstlich gezüchtet und geschürt, und manch einer mag sich hier und dort bei Judenverfolgungen oder während der Kristallnacht im November 1938 beteiligt haben, der es ursprünglich nicht gewollt hat und dessen innere Kraft nicht stark genug war, dem Treiben der Hetzer zu widerstehen, der sich einfach mitreißen ließ und dadurch mitschuldig geworden ist an dem großen Elend, das über die Juden heraufbeschworen wurde.“

Der Landkreis veranstaltete 1972 einen Erzählwettbewerb für das Heimatbuch. Den 1. Preis in der Sparte "Freie Erzählung" gewann ein 17 Jahre alter Schüler mit seinem Text "Der Jude". Auf eineinhalb Seiten beschrieb er die Flucht einer Familie aus der „Hölle“. Was er damit meinte, Konzentrationslager oder Ghetto, ließ er offen. Der Text enthält keine Ortsangabe, keine zeitliche Einordnung, keine Hinweise auf die Nationalität des Juden. Eine historische Zuordnung ist nur möglich, weil

der Autor den Hinweis erlaubte, die Menschenjäger seien Deutsche gewesen.

Der Bundestagsabgeordnete Edelhard Rock erinnerte voll Selbstmitleid im Heimatbuch 1980 an seinen Weg in die sowjetische Gefangenschaft. Von tschechischen Partisanen den Russen übergeben, sei er später „zusammengepfercht in Güterwagen nach dem Konzentrationslager Auschwitz übergeführt, wo wir die Räume des Konzentrationslagers säubern mussten, die noch immer in dem Zustand waren, wie sie gegen Kriegsende verlassen worden waren.“ Er habe dort keine schöne Zeit verlebt: „Für andere - so auch für mich - sollte der Leidensweg erst beginnen“. Illustriert ist der Text, der kein Wort über die tatsächliche Bedeutung Auschwitz' enthält, mit einem Soldatenfoto und der Unterschrift: „Im Kampf um die Heimat 1942.“ Kampf um die Heimat? Waren es nicht eher menschenverachtende Überfälle auf Nachbarländer und Vorbereitungen zu Völkermorden und Holocaust gewesen? Möglich machten diese Geschichtsschreibung die bisherigen zwei Redakteure des Heimatbuches, die als einstige NS-Mitmacher zu bezeichnen sind.

Während die Geschichte der Stadt Wolfenbüttel außerhalb der Zeit von 1918 bis 1945 in vielen Details dokumentiert ist, war bis zur Jahrtausendwende noch nicht viel dazu getan worden, die Zeit der Entstehung und der Machtausübung der lokalen nationalsozialistischen Gewaltherrschaft zu erforschen. So weist Zvi Asaria in seinem Buch (1979) über die „Juden in Niedersachsen“ mit Recht darauf hin, dass in der von der Stadt Wolfenbüttel 1970 herausgegebenen Schrift „Beiträge zur Geschichte der Stadt Wolfenbüttel“ die Juden „fast nicht erwähnt“ werden. Im Zusammenhang mit der Absetzung des Bürgermeisters Eyferth durch die Nazis beschrieb der Autor Joseph König, ehemaliger Leiter des Staatsarchivs, noch 1970 die Zeit des Dritten Reiches nur als „autoritäres System“. Nicht viel anders verhält es sich mit dem 1988 erschienenen Buch „Zur Stadtgeschichte Wolfenbüttels“, in dem immerhin dieser Hinweis zu finden ist: „Den Wirkungen des Nationalsozialismus ist Wolfenbüttel nicht minder ausgesetzt gewesen als andere Städte. Als 1942 der Bürgermeister der Beigeordnetenversammlung den Erwerb des jüdischen Friedhofs für die Stadt mitteilte, da hat man beiläufig die Verwertung der Grabdenkmäler als Schrottmaterial erörtert...“

Im Mai 1983 fand in der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel die Jahrestagung der „Gesellschaft für Wissenschaftsgeschichte“ zum Thema „Emigration und Immigration von Wissenschaft“ statt. Als Mitglied war

auch Prof. Dr. Herbert Strauß geladen, Professor für neuere europäische Geschichte am City College of New York und seit 1982 Leiter des Zentrums für Antisemitismusforschung an der TU Berlin. Strauß brachte seine Ehefrau Lotte, geb. Schloss, mit. Die 80 Teilnehmer waren von der Stadt eingeladen und durch den stellvertretenden Bürgermeister Dr. Kurt-Günter Dorow empfangen worden. Über ihr Zusammentreffen mit städtischen Repräsentanten schreibt Lotte Strauß in ihren Erinnerungen: „Der Empfang, den der Bürgermeister den Teilnehmern der Konferenz gab, fand in den Räumen meiner früheren Schule, der Schlossschule, statt, die in ihrem herzoglichen Glanz restauriert worden war. Es schien mir widersinnig, als frühere Bürgerin von Wolfenbüttel willkommen geheißen zu werden, während mich qualvolle Erinnerungen erfüllten. So sehr ich mir der guten Absicht des öffentlichen Beifalls bewusst war, vermisste ich jegliche Erwähnung der schrecklichen Ereignisse, die meine Familie und meine Gemeinschaft zerstört hatten. Die Geschichte von Wolfenbüttel, die von der Stadt veröffentlicht und mir bei diesem Empfang überreicht wurde, erwähnte weder die jüdische Gemeinde noch ihren Beitrag zum Leben der Stadt und ihr tragisches Ende.“

1986 erschien die Dokumentation „Wolfenbüttel nach ‚45“. Der Untertitel: „Eine Stadt erzählt ihre Nachkriegsgeschichte“ lässt annehmen, hier würde auch über die Rückkehr von Werner Ilberg aus der Emigration, über die Heimkehr von Max Cohn und Amalie Schloss aus Theresienstadt berichtet: Irrtum. Die Rückgabe der geraubten Häuser, die Wende des dafür seinerzeit verantwortlichen Finanzamtes vom Räuber zum Staatsanwalt hielten die Autoren offenbar für belanglos. 1992 und 1995 erschienen weitere Chroniken zur Stadtgeschichte, die die Zeit von 1871 bis 1933 dokumentieren. Aus ihnen ist nur durch die kurze Erwähnung einiger die jüdische Gemeinschaft betreffender Ereignisse auszumachen, dass Juden in der Stadt gelebt haben. Auf besondere thematische Abschnitte zu jüdischen Einwohnern ist in allen Büchern verzichtet worden.

Nicht öffentlich erfahrbar waren private Kontakte zwischen Wolfenbüttelern und jüdischen Bekannten oder Schulkameraden in vielen Ländern der Welt, in der die Geflüchteten nun lebten. Dieses Band aus der Schulzeit ermöglichte manchmal weitergehende Erinnerungen und blieb dennoch verborgen. Bekannt war der Kontakt des einstigen Arztes Dr. Kirchheimer, der mit seiner Familie nach New York hatte flüchten können, zu Freunden in seiner für ihn unvergesslichen Heimatstadt. Die Stadt ehrte diese Verbundenheit mit der Benennung einer Straße mit seinem Namen.

In den siebziger Jahren brachten Stadthistoriker an vielen Gebäuden Erinnerungstafeln für berühmte oder verdiente Persönlichkeiten an. Da er einst am Stadtmart in einem Haus gewohnt hatte, das schon lange als Rathaus dient, ehrte man auch den Schriftsteller Rudolf Huch, Ricardas Bruder, mit einer Tafel. Dass er sich den Nazis noch 1934 mit einer antisemitischen Schrift angebiedert hatte, wäre mit einem Blick in die Bestände der Bibliothek aufgefallen. In der sich Monate hinziehenden Diskussion über die Frage, ob die Tafel abgehängt oder mit erläuternde Hinweisen versehen werden sollte, stellte der Präsident der Lessingakademie, Prof. Dr. Rudolf Vierhaus, fest, Huch habe zu den Vertretern eines völkisch-kulturellen Antisemitismus gehört. Die Tafel wurde 1994 entfernt. Peinlich, doch was war peinlicher: Einen Antisemiten ehren oder dem Nazi-Ministerpräsidenten Klagges die Wolfenbütteler Ehrenbürgerschaft bis zu seinem Tode 1971 zu belassen? Oder einen zwar geläuterten Kulturbundvorsitzenden und Heimatschriftsteller fördern, der sich nicht von seinen Lobgedichten auf Hitler, die gebunden in der Bibliothek liegen, distanzierte?

Ein lange überfälliger Vorschlag des Lessing-Akademie-Geschäftsführers Claus Ritterhoff, eine Ausstellung unter dem Titel „Juden in Braunschweig/Wolfenbüttel 1750 – 1880“ durchzuführen fiel auf Zustimmung des hiesigen Kulturausschusses, der gerade die Huch'sche Unerfreulichkeit beraten hatte; doch dann versandete das Vorhaben, und niemand weiß, wo.

Im November 1981 konnten sich Wolfenbütteler im Rahmen der Friedenswoche die Ausstellung "Lebenszeichen - gesehen in Auschwitz", ansehen: Bilder von Gefangenen, „nicht nur Eindrücke von Gewalt und dem Grauen im KZ Auschwitz“. Der Jugendwart der Propstei Wolfenbüttel, Jochen Kretschmann, sah in der Ausstellung auch das Ziel, „das schwere Erbe des Antisemitismus in der christlichen Kirche anzutreten und die lange Geschichte der Judenverfolgung aufzuarbeiten“. Die „Massenvernichtung in den KZs sei nämlich letztes Glied in einer jahrhundertlang geknüpften Kette“ gewesen.

Dr. Ralf Busch, seinerzeitiger Oberkustos der Wolfenbütteler Abteilung des Braunschweigischen Landesmuseums und zugleich Stadtheimatspfleger, befruchtete in den siebziger und achtziger Jahren die auf Lessing zentrierte Kulturarbeit mit der jüdischen Vergangenheit. Er fand Kontakte zu ehemaligen Wolfenbüttelern in der Welt. 1985 reiste er zu einem Forschungsurlaub in die USA und besuchte aus Wolfenbüttel geflüchtete Juden auf. Im Leo-Baeck-Institut fand er archivierte Spuren z.B. der

Samsonschule und weiteres Quellenmaterial, „deren Betrachtung lohnend“ wäre. Im Juni 1986 konnte Busch einige ehemalige jüdische Wolfenbüttelerinnen begrüßen: Cläre Doblin, Liselotte Boas, Lotte Strauß und ihren Mann Herbert, Resi Liebmann, Elli Singer, Lore Eppy-Kirchheimer.

Einige Publikationen - vor allem zur Samsonschule - und mehrere Zeitungsartikel gehen auf Buschs Engagement zurück. Die notdürftige Archivierung städtischer Akten beschränkte seine Forschungen. Er hat auch Widerstände gespürt: Das Verdrängte sollte nicht mehr hervorgeholt werden. Die so genannte Akte mit Ausreiseanträgen, die mit seiner Hilfe wieder gefunden worden war, ging später zeitweilig erneut verloren.

Anfang der achtziger Jahre gelang es Ralf Busch, auch die jüdische Begräbnisstätte in das Bewusstsein der Stadt zurückzuholen. Ende September 1980 sprachen in Wolfenbüttel auf Einladung der Lessing-Akademie internationale Wissenschaftler über die „Erfassung jüdischer Friedhöfe in Norddeutschland. Zuvor hatte der aus Wolfenbüttel stammende und einen Schulfreund besuchende Alfred Rülff die Verwahrlosung des jüdischen Friedhofes bemängelt. Busch betritt zwar die aktuelle Verwahrlosung, gab aber zu: „Hin und wieder seien von spielenden Kindern Grabsteine umgeworfen und stark beschädigt, Gartenabfälle gelagert und Gegenstände verschiedener Art (unter anderem ein großes Ruderboot) abgelagert worden.“



Vor allem auch mit Spenden ehemaliger jüdischer Wolfenbütteler gelang es Busch, den Friedhof instand zu setzen und zu bewahren. Im Oktober 1984 enthüllten Besucher in Anwesenheit von Landesrabbiner Dr. Henry

Brandt auf dem Friedhof eine Gedenktafel mit den Namen von 19 Wolfenbütteler Familien.

Im Sommer 1985 bewegte Wolfenbüttel die Nachricht von der „Wiederentdeckung“ der ersten Synagoge in der Harzstraße. Bei Sanierungsarbeiten waren im Hinterhaus Überreste des einstigen Betsaales von 1781 gefunden worden. Um diese Überreste jüdischer Kultur vor der Weiterführung der Bauarbeiten noch einmal der Öffentlichkeit zugänglich zu machen, lud Busch zu einer Führung ein. Erkennbar wurde ein früherer kleiner jüdischer Campus aus Schuleinrichtungen und Internat, die Anfänge der späteren Samsonschule, der sich über drei Häuser zwischen Harzstraße und Enger Straße erstreckte. (Zum 200. Jahrestag der Gründung der Samsonschule, im Juni 1986, präsentierte Ralf Busch im Landesmuseum in der Kanzleistraße eine Ausstellung die im Beisein eines Nachfahren des Gründers eröffnet wurde.)

Die Teilnehmer sprachen sich für die Erhaltung der Synagoge aus und sammelten Unterschriften für ein finanzielles Engagement der Stadt. Ein jüdischer Mäzen war bereit, das Haus zu kaufen. Obwohl



alle für so ein Erhaltungsprojekt zuständigen Institutionen die Räume erhalten wollten, misslang eine Einigung mit dem Hausbesitzer. Die originalen Wände und die bemalte Tonnendecke wurden mit Rigips verkleidet und die Räume als Wohnung hergerichtet. An diesem Misserfolg hatte auch der Appell von Dr. Herbert Strauß nichts ändern können: „Die Stadt Wolfenbüttel hat durch ihre Verbindung mit Leben und Geist Gotthold Ephraim Lessings und durch ihre einzigartige Bibliothek im Rahmen einer den historischen Kern bewahrenden Stadtlandschaft weit über die Kreise der Wissenschaft hinaus einen Symbolcharakter als Verlebendigung eines Erbes, das als Grundlage unserer liberalen politischen Kultur bezeichnet werden kann. Sie hat mit Annahme des Ehrennamens Lessingstadt ihre Bereitschaft bekundet, dieses Erbe zu

erhalten. Es wäre eine weithin beachtete Leistung, wenn es gelänge, aus diesem Geiste auch und gerade ein jüdisches Kulturdenkmal zu bewahren.“

An die Hinterhaus-Synagoge erinnerte der Kulturstadtverein im „Jahr der Kirchen“ 2008. Weitere Informationen können der Website www.kulturstadt-wf.de entnommen werden.

Der Weggang Ralf Buschs aus Wolfenbüttel hinterließ ein Fragment der lokal-jüdischen Forschung, das auch durch Aktivitäten der Lessing-Akademie mit Stadtführungen und Publikationen nicht aufgefangen werden konnte. Ein sichtbares und bleibendes Erinnerungsmal schufen zum fünfzigsten Jahrestag des Pogroms 1988 Lehrer und Schüler des Gymnasiums im Schloss mit ihrer Initiative zur Errichtung eines Gedenksteinens in unmittelbarer Nähe des Nathans. Die Enthüllung am 9. November war ein Ereignis, das die Stadt schon Jahrzehnte früher hätte begehen müssen. Es folgte ein Fanal: 50 Jahre nach der Nacht der Zerstörung der Synagoge zerschmetterten bis heute unbekannt gebliebene Menschen in dieser Nacht die Inschrift, ein Weizsäcker-Zitat: „Wer vor der Vergangenheit die Augen verschließt, wird blind für die Gegenwart.“ Zwei Nächte später wurde der Stein mit Farbe besudelt. Der Stadtdirektor lehnte die regelmäßige Durchführung einer Gedenkfeier ab. Das übernahm dann die SPD.

Der Umgang der Stadtverwaltung mit der NS-Geschichte im Allgemeinen führte manchmal zu einigen Maßnahmen, das deren Desinteresse auf törichte Weise dokumentierte. Ein kleines Hinweisschildchen in mehr als drei Meter Höhe wies jahrelang zum angeblichen Standort der ehemaligen Synagoge, allerdings in die entgegengesetzte Richtung; ein Straßenschild datierte den 20. Juli 1944 auf den 21. Juli; in der städtischen Geschichtswebsite wurde Hitlers Reichsregierung zeitweilig als „Nationalsozialistische Militärregierung“ bezeichnet.

Als die Stadt einen Nachfolger für den Posten des Stadtheimatpflegers suchte, wurde der gymnasiale Geschichtslehrer Karlheinz Weißmann vorgeschlagen. Eine Berufung erfolgte glücklicherweise nicht. Weißmann gelangte Mitte der neunziger Jahre als Protegé eines der führenden Vertreter der Neuen Rechten, Rainer Zitelmann, ins Blickfeld der Öffentlichkeit. Weißmann gab gegen den Protest beteiligter Historiker den neunten Band der Proppyläen-Geschichtsreihe über die nationalsozialistische Herrschaft "Der Weg in den Abgrund" heraus. Die Kritik richtete sich vor allem gegen seine „weltanschaulichen Exkurse in rechten Zeitschriften“ wie „Junge Freiheit“, „MUT“ und „Criticon“. W. Wippermann schrieb in der Frankfurter Rundschau, nach Weißmanns

Meinung seien die Juden „aus Deutschland vertrieben worden, weil sich Hitler „womöglich gedrängt“ gefühlt habe, „einen vermeintlichen Unsicherheitsfaktor zu beseitigen, der seiner Meinung nach bei einer militärischen Auseinandersetzung im Inneren gefährlich werden konnte“. Deshalb müsse man die Geschichte des Holocaust „wenigstens zum Teil (...) als Eskalation interpretieren, die durch den seit Jahren angeheizten Antisemitismus bedingt“ gewesen sei.“

Man kann nicht behaupten, die Stadt habe sich überhaupt nicht um die Erinnerung an die Opfer der Gewaltherrschaft gekümmert. Bereits im Juni 1947 waren die ermordeten kommunistischen Arbeiter in einem Ehrengrab auf dem Hauptfriedhof bestattet worden. An die Heimkehrer erinnerte viele Jahre lang die ständig brennende Heimkehrerkerze, an die durch Polen übernommenen Gebiete und der vertriebenen Deutschen erinnert eine Steele am Rosenwall, und die schlesischen Landeshuter werden durch das Denkmal auf dem Landeshuter Platz und die Landeshuter Heimatstube im Schlossmuseum nicht vergessen.

Ab Anfang der achtziger Jahre begannen auch die Gewerkschaften und die SPD mit der Entwicklung einer Gedenkkultur. Eine bei „Arbeit und Leben“ forschende Gruppe gab einen „anderen Stadtführer“ unter dem Titel „Nazi-Terror und Widerstand in Wolfenbüttel“ heraus. Gleichberechtigt mit anderen Themen wird auch auf den „Terror gegen Juden“ eingegangen. Die Ratsfraktion der SPD griff im fünfzigsten Jahr nach der Ernennung Hitlers zum Reichskanzler die von der Stadt verliehenen Ehrenbürgerschaften an Hitler, Frick und Klagges auf. Eine gemeinsame Distanzierung aller Ratsparteien kam nicht zustande. Das Umgehen der NS-Vergangenheit wich allmählich einem Klima des intensiver werdenden Zugestehens dieser Stadtgeschichte. In der vom Abriss bedrohten Hinrichtungsstelle im Gefängnis wurde eine Gedenkstätte mit einer heute vorbildlichen Gedenkstättenarbeit für Jugendliche eingerichtet. Rathausvorträge über verschiedene NS-Gewalthemen erreichten große Zuhörerzahlen und wurden in einem Buch veröffentlicht. Eine Beschreibung der NS-Zeit bot nach der Jahrtausendwende umfassende Informationen, misslang aber in Einzelthemen.

Anbetrachts der vielen Versuche, die Zeit der einstigen NS-Hochburg Wolfenbüttel zu verdrängen, kann berichtet werden, dass die lokalen Tageszeitungen BZ und WZ immer bereit waren, Dokumentationen und Berichte zu veröffentlichen. Das geschah seit Beginn der achtziger Jahre in vielfältiger Weise und hat erheblich dazu beigetragen, die Opfer nicht in Vergessenheit geraten zu lassen.

Nur wenige der überlebenden Juden sind zu Besuch nach Wolfenbüttel zurückgekehrt. Einer von ihnen war Kurt Berger, der 1939 als Jugendlicher nach England hatte flüchten können. 1983 nahm er als Gast der Stadt Wolfenbüttel am Altstadtfest teil. In einer 10. Klasse des Gymnasiums im Schloss berichtete der 1924 in Wolfenbüttel geborene Jude im November 1988 über seine Jugendzeit und die antisemitischen Auswüchse. Dr. Kirchheimers Schulfreund und Briefpartner Kurt Bormann veröffentlichte 1986 eine Erinnerungsschrift mit Auszügen aus dem umfassenden Briefwechsel. Dem Staatsarchiv Wolfenbüttel übergaben Kirchheimers Kinder Tausende von ihm verfasste Seiten seiner Lebensphilosophie, die einer Bearbeitung harren.

Ein bedeutender Förderer jüdischer Anliegen in Wolfenbüttel, Dr. Ernest Boas, veröffentlichte 1994 ein kleines Buch über die „Geschichte dreier Familien. Der Wolfenbütteler Kulturbund wollte im März 1994 im Lessingtheater das Theatergastspiel "Gotthold trifft Moses" anbieten. Im Vorverkauf wurden nur 12 Karten verkauft. Um dem Ensemble einen Auftritt vor einem leeren Haus zu ersparen, sagte der Kulturbund das Gastspiel ab. Es folgte eine Kontroverse in zwei Lokalzeitungen. In der BZ schrieb Claus Ritterhoff u.a.: „Der Lessingstadt hätte es gut angestanden, nicht so teilnahmslos an diesem Angebot vorüberzugehen. Denn wenn die Selbstbezeichnung der Lessingstädter mehr bedeuten sollte als bloß äußere Namensgebung, dann darf man sich schon aufgefordert fühlen, auch etwas von dem Ethos zu bewahren, das der Namenspatron einst gezeigt hat.“

Die Welturaufführung des von George Tabori interpretierten „Nathan der Weise“, von ihm als „Nathans Tod“ in einem neuen Drama ausgelegt, erfuhr im November 1991 im Wolfenbütteler Lessingtheater große Beachtung. Das Braunschweiger Staatstheater führte an gleicher Stätte im März 1994 Lessings Stück „Die Juden“ auf. Das lokale Anzeigenblatt „Schaufenster“ verlor hierfür Freikarten in einer



Weise, wie sie zu Wolfenbüttel passt: „In dem Lustspiel Gotthold Ephraim

Lessings rettet ein Reisender einen Baron vor einem räuberischen Anschlag. Der möchte sich bedanken und lädt den geheimnisvollen Fremden zu sich ein. Nun zum Gewinnspiel: Wer folgende Frage richtig beantwortet und in die Geschäftsstelle kommt, erhält zwei Freikarten. Wer möchte, kann anrufen. Die ersten zehn Anrufer oder Besucher mit der richtigen Lösung, erhalten den Zuschlag. Hier nun die Frage: Welchem Glauben gehört der Reisende an, der den Baron rettete?“ Der Aufführung mit der Uraufführung eines von Volker Braun geschriebenen "Nachspiels" erregte allgemeine Kritik. Eine Besucherin bemängelte in der Lokalzeitung das geringe Interesse, 50 Zuschauer hätten das Theater besucht.

Im Mai 1995 erinnerte ich mit einigen Freunden an die deportierte und vernichtete jüdische Gemeinde. Ungefähr 80 Bürgerinnen und Bürger trafen sich in dem Stadtteil, in dem die so genannten "Judenhäuser" gestanden hatten. Die Teilnehmer trugen 60 Tafeln mit den Namen der umgekommenen und ermordeten Wolfenbütteler Juden zum Stadtmarkt vor das Rathaus. Die Tafeln bildeten ein Denkmal, das einige Tage lang verblieb. Bürgerinnen und Bürger legten Blumen nieder. Zum Abschluss der Erinnerung wurden die Namenstafeln auf dem jüdischen Friedhof eingegraben. Einige Teilnehmer des Gedenkweges schlossen sich zu einem Arbeitskreis zusammen, der sich die Errichtung eines Denkmals im Zentrum der Stadt zum Ziel setzte. Der Arbeitskreis, der sich in Erinnerung an den Lehrer der Samsonschule und langjährigen Stadtverordneten Gustav Eichengrün benannt hatte, löste sich nach drei Jahren auf. Eine Anregung hatte Erfolg. Anlässlich der Gedenkfeier am 27. Januar 1997 ehrte Bürgermeister Gummert die dreiundachtzigjährige Wolfenbüttelerin Herta Pape. Frau Pape hat in den letzten Kriegsmonaten Elli Bücher betreut, die sich vor ihrer angekündigten Deportation nach Theresienstadt in einem mitten in der Stadt gelegenen Haus verstecken konnte und dadurch überlebte.

Am 9. November 2000 konnte an dem Wohnhaus, das auf dem Grundstück der Synagoge errichtet worden ist, nach langen Bemühungen durch kirchliche Kreise und dem Gewerkschafter Albert Stübiger, eine Gedenktafel enthüllt werden. Im Dezember 2004 konnte im Rathaus eine Dauerausstellung mit Fotografien ehemaliger jüdischer Wolfenbütteler eröffnet werden. Im Mai 2005 erschien das schon lange beabsichtigte Buch der Lessing-Akademie über den jüdischen Friedhof.

Seit der Gründung des Kulturstadtvereins 2003 arbeitet die Projektgruppe "Jüdische Traditionen" an der Weiterentwicklung der Erinnerung. Den

Vorschlag, zum Lessingjahr ehemalige jüdische Wolfenbütteler einzuladen, griff die Stadtverwaltung auf. Es gelang ihr nicht, das Anliegen erfolgreich umzusetzen. Den Vorschlag, ein Erinnerungsmal mitten in der Stadt zu errichten, griff die Stadt auf und verwirklichte ihn 2006. Am Harztorplatz, im Zentrum jüdischer Beziehungspunkte, entstand ein eindrucksvolles Denkmal, von einer Künstlergruppe gestaltet, der vor allem junge Menschen angehörten. Das Denkmal enthält die Namen derjenigen Juden, die seit 1933 in Wolfenbüttel gewohnt haben, von hier in die Freiheit flüchten konnten oder zur Vernichtung deportiert worden sind. An der Weihe des Denkmals nahmen auch betagte ehemalige jüdische Wolfenbütteler und Nachkommen bereits verstorbener Überlebender aus den USA, aus Holland und aus England teil.

Pfingsten 2008, während der Erinnerung an die Gründung des Staates Israel, demolierten Unbekannte nachts einige Steine des Denkmals. Leider muss berichtet werden, dass die Wolfenbütteler Polizei erst angeschoben werden musste, ernsthafte Ermittlungen zur Feststellung der Täter aufzunehmen. Mit dieser unerwarteten Erfahrung erlebt der Chronist den aktuellen Schub um die ständig nach Ereignissen hochschwappende Diskussion über das Verbot der NPD mit einer neuen Erinnerung. Was sagte ihm der zuständige Polizeisachbearbeiter nach der Frage zu den ausbleibenden Ermittlungen zur erneuten Schändung eines Wolfenbütteler Denkmals für jüdische Bürger dieser Lessingstadt: Er könne nicht bei jeder Sachbeschädigung, z.B. Hakenkreuzschmierereien, aus zeitlichen Gründen Ermittlungen vornehmen ...!.....



SAVE THE DAY 7. JULI 2009

60 JAHRE GESELLSCHAFTEN FÜR
CHRISTLICH-JÜDISCHE ZUSAMMENARBEIT
DEUTSCHER KOORDINIERUNGSRAT



Am 7. Juli 2009
um 18.00 Uhr
in der Französischen
Friedrichstadtkirche
Gendarmenmarkt 5
10117 Berlin

Bitte merken Sie sich
den Termin vor!
Wir würden uns freuen,
wenn Sie dabei sind.

Buchbesprechung

Die Kirche zur NS-Zeit

Heiliges Entgegenkommen

Die Kirche hat nicht nur zu wenig gegen die Judenverfolgung getan - sie hat sie sogar gefördert, wie ein neues Buch zur Kirchlichen Amtshilfe bei Ariernachweisen zeigt.

Von Carsten Dippel (SZ vom 7.1.2009)



Brennende Synagoge in der Reichspogromnacht: Auch die Kirche hat sich an der Judenverfolgung beteiligt, wie der Kirchenhistoriker Manfred Gailus nun belegt Foto: dpa

Mit dem Stuttgarter Schuldbekennnis vom Oktober 1945 gestand die Evangelische Kirche ein, sie habe nicht genug gegen die Verfolgung der Juden getan. Ausgeblendet hat sie dabei, dass sie selbst aktiv an deren Ausgrenzung beteiligt war. Das zumindest legt ein vom Berliner Kirchenhistoriker Manfred Gailus herausgegebener Band zur Kirchlichen Amtshilfe bei der Ausstellung von Ariernachweisen nahe. Für den Wahn einer rassereinen Volksgemeinschaft benötigten Millionen Deutsche einen Nachweis über ihre "arische" Abstammung. Möglich war dies nur über Auszüge aus den Kirchenbüchern. Für das "böse Spiel von völkischer Inklusion und Exklusion" (Gailus) hatten die Kirchen als Eigentümer dieser Quellen den entscheidenden Schlüssel in der Hand. Anhand von Fallbeispielen zu ausgewählten Landeskirchen machen die Autoren deutlich, wie dieser "Kampf um das Kirchenbuch" konkret aussah. Das ernüchternde Fazit: In nur wenigen Fällen haben Pfarrer die Herausgabe brisanter Informationen verweigert. Selbst die Gemeinden der Bekennenden Kirche, die grundsätzlich den Arierparagrafen ablehnte, haben einem protestantischen "Beamtenethos" folgend, korrekte Angaben gemacht. Erst durch diese Kenntlichmachung war es den Nazis schließlich möglich, über die etwa 500 000 "Glaubensjuden" hinaus Arier von Nichtariern zu scheiden. Zu ihnen zählten Christen jüdischer Herkunft ebenso wie "Mischlinge". Zu Recht spricht der Herausgeber von einer "Christenverfolgung innerhalb der Kirche". Über das zum Teil willfährige Entgegenkommen bei der Ausstellung von Ariernachweisen hinaus gab es eigene kirchliche Sippenforschung in beträchtlichem Ausmaß. Johann Peter Wurm zeigt am Beispiel der "Mecklenburgischen Sippenkanzlei" eindrücklich, wohin die obsessive Sippenforschung eines deutsch-völkischen Pfarrers führen konnte. Auf Initiative des Pastors Edmund Albrecht wurde in Schwerin eine zentrale Sammelstelle für alle Kirchenbücher der Region eingerichtet.

Die "rassische" Zusammensetzung

Ähnliche Fälle auf Gemeindeebene lassen sich auch andernorts finden. Besondere Aufmerksamkeit widmet Gailus dem Berliner Sozialpfarrer Karl Themel. Dieser richtete eine "Kirchenbuchstelle Alt-Berlin" ein. Ziel war es, über die "rassische" Zusammensetzung der Bevölkerung in der Reichshauptstadt Bescheid zu wissen, wozu eine regelrechte "Verkartung" aller Berliner Kirchenbücher seit 1775 durchgeführt werden sollte. In seinem Eifer wusste sich Themel mit dem Chef der Reichsstelle für Sippenforschung (RfS), Kurt Mayer, einig.

Überzeugend werden von Gailus die engen Verflechtungen zwischen völkisch-nationalen Pfarrern und Mayers Ministerium offengelegt. Die biografische Skizze zu "Sippen-Mayer", wie der Genealoge von SS-Kollegen genannt wurde, zeigt zudem das Entwicklungspotential eines aus einer pietistischen Pfarrerrfamilie stammenden Historikers zu einem der gefürchtetsten NS-Rassenpolitiker. Die Beiträge handeln aber auch vom Ausbleiben der innerkirchlichen Beschäftigung mit dem unbequemen Thema nach 1945. So konnte der Pfarrer Themel bis 1970 unbehelligt für das kirchliche Archivwesen wirken.

Der kleine Sammelband versteht sich weniger als Überblick einer zu dieser Problematik erst seit etwa 15 Jahren intensiv betriebenen Forschung. Man kann die spannend zu lesenden Beiträge eher als Anregung für weitere, von den Autoren als dringend notwendig erachtete Studien verstehen. Hierin liegt zugleich der einzige Schwachpunkt des Buches: Es bietet nur eine kleine Auswahl, namhafte evangelische Landeskirchen wie die Württembergische fehlen. Und völlig ausgeklammert wurde die Katholische Kirche. Eine den "Deutschen Christen" vergleichbare protestantisch-völkische Bewegung kannte sie zwar nicht. Bei der Ausstellung von Ariernachweisen dürfte sie indes kaum nachsichtiger gewesen sein.

MANFRED GAILUS (Hrsg.): Kirchliche Amtshilfe. Die Kirche und die Judenverfolgung im "Dritten Reich". Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2008. 223 Seiten, 19,90 Euro.